

**F**rüher fuhren alle nach Rimini, heute fahren alle nach Südafrika – aber irgendwann fahren alle auf die Manshardtstraße. Die endet als Kurve auf dem Öjendorfer Friedhof, einem der beiden Hamburger Hauptfriedhöfe. Die Manshardtstraße könnte auch anders heißen, der Friedhof auch woanders liegen, doch das letzte Stück Straße ist immer gleich. Als hätte das Deutsche Institut für Normung seine Finger im Spiel. Schon merkwürdig – nach einem Leben voller Küstenstraßen, Ferienstraßen und Einkaufsstraßen scheint ausgerechnet der letzte Kilometer irrelevant zu sein.

Dabei muten wir diese Strecke nicht nur uns selbst zu, sondern auch all den Verwandten und Freunden, die zu unserer Beerdigung kommen. Mit einem Besuch auf der letzten Straße sollte man deshalb nicht warten, bis man nichts mehr davon hat. Wer sich ansehen will, wo die Reise am Ende hingehet, der macht sich schon vorher auf den Weg – und merkt, dass es auf der letzten Straße viel zu erleben gibt.

► **Leute gucken.** Wer sich eine Weile auf Friedhofszuflüssen wie der Manshardtstraße treiben lässt, der kann die Gezeiten des Beerdigungsbetriebs spüren. Bei Ebbe herrscht überwiegend Stille. Ältere Semester rollen vereinzelt in Opel Vectras oder auf Cityrädern vorbei; die Herren in beigefarbenen Übergangsjacken mit herausgetrennten Ärmeln, die Damen in geblühten Blusen und langen Röcken, unter denen Stützstrümpfe blitzen. An der Bushaltestelle warten Senioren mit eingewickelten Blumensträußen auf den Bus, der sie zum Friedhofseingang bringen soll. Die Floristen arrangieren aus Langeweile ihre Ware um, eine beschürzte Frau kratzt mit einem Küchenmesser das Unkraut aus den Pflastersteinritzen, und aus den Grabmalwerkstätten dringt das Surren der Steinmeißel.

Trendfarbe Schwarz: **Trauer-gäste** gehen über die Manshardtstraße zur Beerdigung

Bei Flut steigt der Pegel der Straße, Fünf- bis siebenmal am Tag, je nach Anzahl der Beerdigungen, rauschen Autowellen über den spröden Asphalt. Auf dem Hinweg schwimmen sie Schnittblumen und Kränze auf den Gottesacker, auf dem Rückweg fluten sie das Café direkt am Friedhofseingang mit schwarz gekleideten Leichenschmausern.

► **Shoppen.** Das Einkaufsangebot in Friedhofsnähe ist reichhaltig, aber einseitig – die Besucher der letzten Straße denken eben pragmatisch. Das wissen neben den Möbelpackern auch die Steinmetze der Republik. Stellvertretend für seine Zunft erzählt einer, was Hinterbliebene wünschen: „Das Billigste.“ Peter Schröter, Mitte 50, schwarz-graues Poloshirt, silbergraues Haar, stemmt die staubig grauen Hände in die Hüften und lässt den Blick über die Auslage schweifen.

Die verschiedenen Grabsteinmodelle hat Schröter vor seiner Werkstatt aufgestellt, in einer Art Stonehenge für Arme – genau wie seine vier Konkurrenten am Ort, genau wie unzählige Kollegen an der Eckenheimer Landstraße in Frankfurt, der Marbacher Straße in Stuttgart-Zuffenhausen oder deren Pendants in Dortmund, Köln und Dresden. Umrahmt von einer knöchel hohen Thujahecke recken sich die großen Exemplare bis auf Brusthöhe, die kleinen liegen als polierte Herzen oder Bibeln auf Pflastersteinen.

Typisch deutsche Grabsteine sind das, nur aus Deutschland kommen sie nicht. Ihren Weg auf die heimischen Friedhöfe finden sie aus der ganzen Welt, hauptsächlich aus Indien. Globalisierung. Alles kostet immer weniger und kommt von immer weiter her. Kiwis, T-Shirts, Grabmale. Die Steinsorten tragen Namen wie „Shiva Grün“, „Abendrot“ oder „Paradiso“ und schauen dabei aus wie Leberwurst mit Gurke, Hansaplast oder Resopal-Küchenplatte.



## Fahrt an die Grube

► Fortsetzung von Seite 1

„Die meisten Kunden entscheiden sich für eine vertiefte Schrift“, sagt der Grabsteinmacher, „das ist am billigsten.“ Anders sei das auf dem Land, wo ein Grab auch vor den Blicken der Nachbarn bestehen müsse. Die stecken missbilligend die Köpfe zusammen, wenn einer den Grabstein der Mutter nicht mit goldenen Lettern oder zumindest einer Madonna verziert. Wer kennt in der Stadt schon das Familiengrab seiner Nachbarn?

Neben dem Steingewerbe blüht auf der letzten Straße ein weiterer Einzelhandelszweig: Bei einem Einkaufsbummel kann sich der Besucher eine von vielen Gärtnereien aussuchen. Die Angebote gleichen sich. Klassisch. Viele Schnittblumen, wenig zum Einpflanzen. Kränze und Gestecke gehen auch gut, aber die werden bestellt und vom Bestatter abgeholt. Die Laufkundschaft kauft am liebsten kleine Sträuße, die man den Verstorbenen hinterherwerfen kann. Das macht man so.

Ein Plus für Wochenendshopper: Außer an Bahnhöfen und Tankstellen haben Floristen sonntags nur in Friedhofsnähe geöffnet. „Ohne den Friedhof könnten wir nicht überleben“, sagt der Blumenhändler, der seinen Laden „aus rein wirtschaftlichen Gründen“ in



Sträußchen zum Werfen gehen gut: **Blumenladen** am Friedhof

dieser Gegend gepachtet hat. Es gibt schließlich schönere Ecken in Hamburg. Aber wenige, wo so viele Blumen gewünscht werden.

► **Entspannen.** Nicht nur Gottesacker sind Orte der Ruhe und Entschleunigung, sondern auch die Zufahrtswege dorthin. So trägt längst nicht jeder Kunde einer friedhofsnahen Gärtnerei die Blütenpracht ausschließlich zu den Toten. Besonders ältere Herren haben mit Vorliebe ein anderes Ziel: das kleine, geduckte Haus an der Kreuzung der Manshardtstraße, in dessen Schau-fenster Broschüren über „reizvolle Spaziergänge“ und „ausgesuchte Prominentengräber“ vor sich hin stauben und Kerzen windschief in mehrarmigen Leuchtern stecken. Hinter der schäbigen Fassade des Beerdigungsinstituts verberge sich ein Bordell, erzählt der Blumenhändler, während die Auszubildende mit einem Besen den Boden von Blättern und Stängeln befreit. „Oft kommen ältere Herrschaften. Die kaufen zwei rote Rosen, bringen die eine der verstorbenen Gattin ans Grab und marschieren mit der anderen zu einer der Damen. Aber schön sind die dort nicht.“ Er meint die Damen und blickt Bestätigung suchend zu seiner Frau. Doch die zupft, scheinbar abwesend, an

einem Strauß Chrysanthemen. Vielleicht, weil sie weiß, dass ein Puff in der Nachbarschaft eines Friedhofs nichts Besonderes ist, sondern zur deutschen Standardausstattung einer letzten Straße gehört. Das älteste Gewerbe der Welt findet eben viel Anklang bei den ältesten Männern

der Stadt. Und weil diese Herren meist nicht mehr ganz so gut zu Fuß sind, ist das übermäßige Angebot seniorentauglicher Liebesdienste am Friedhofsrand auch sehr naheliegend.

Leider finden die Damen nicht immer direkt in bester Lage vis-à-vis von Steinmetz oder Gärtnerei eine passende Betriebsstätte. Aber wenn einem der Sinn nach entsprechenden Angeboten steht, fragt man am besten einen der örtlichen Blumenhändler. Ein, zwei Straßen weiter wird man seine Rosen bestimmt los.

► **Ausgehen.** Die Gastronomie der Manshardtstraße ist ein Muss für jeden Besucher. Wenn mal wieder ein Trauertross aus dem Friedhofseingang schwappt, dann spült er die Menschen meist direkt ins Café Hornung, das obligatorische Leichenschmauscafé, wie es sich auf jeder letzten Straße findet. Zweigeschossig und braungelb, von Büschen, Sonnenschirmen und Rasen umflossen, schmiegt es sich in die grüne Schlusskurve der Straße. Vor den Panoramafenstern gleiten Leichenwagen lautlos vorüber wie Frachtkähne an den Ausflugslokalen an der Elbe. Das Interieur ist so gediegen, wie es die Friedhofskundschaft wünscht: extrabequeme Stühle mit orangen Polstern und hohen Rückenlehnen, kleine Vasen mit kleinen Blumen, Kronleuchter und ein Schild mit dem Hinweis, dass für die Garderobe nicht gehaftet werde. Kännchen mit Kaffee, silberne Tablett mit Schnittchen und – wenn die Jahreszeit ist – Spargel mit



Im **Café Hornung** sind die Kuchen besonders lecker

Schinken. Dazu sahnige Walnusstorten, mehrschichtige Malagatorten und Mandarinenkäsekuchen, alles aus einer gläsernen Vitrine, deren gutmütiges Brummen vom dicken Teppichboden absorbiert wird. Angehörigen-ambiente. Für Oma, Opa, Schwiegertochter, Enkel und Onkel. So ruhig, wie es auf dem Friedhof zugeht, ist es auch im Café direkt vor seinen Toren. Bis zum Tod ist es nicht mehr weit. Und die letzte Mahlzeit soll doch immer etwas ganz Besonderes sein! Vielleicht sind in solchen Cafés die Kuchen deshalb so gut.

An der Holzgetäfelten Wand hing bis vor Kurzem sogar noch Helmut Schmidt. Auf einem Foto lümmelte der Altbundeskanzler in Kettenraucherpose neben Cafégründer Reinhold Hornung an einem der Tische des Lokals. Schmidt kommt heute nicht mehr. Er hatte in den Achtzigern seinen Wahlkreis hier, und Reinhold Hornung war ein wichtiger Mann im Stadtteil. Er war der Bäcker der größten Torte der Welt, so stand es im Guinnessbuch der Rekorde. Hornung starb im Frühjahr dieses Jahres, doch er war nicht unvorbereitet. „Er mochte die Nähe zum Friedhof – und die lebenslange Bewegung auf ihn zu“, erzählt seine Tochter. Von seiner ersten Konditorei am Anfang der Manshardtstraße über das Café an deren Ende bis hin zu seinem Mausoleum, das er sich auf dem Friedhof errichten ließ. Es ist aus Granit, erinnert aber ein wenig an eine Riesentorte. Herr Hornung war eben ein konsequenter Mann. So konsequent wie die Manshardtstraße. So konsequent wie das Leben. Irgendwann ist man am Ende.